



Über Lemberg nach Czernowitz

Ein Auszug aus Reisenotizen

von Ilse Tielsch

Hinter Krakau wird die Landschaft hügelig, sehr grün, Feldstreifen wechseln mit Wiesenflächen; später sieht man dort, wo die beiderseits der Straße gepflanzten Baumreihen den Durchblick erlauben, die mir von Beschreibungen wohlbekannte Ebene, flach bis zum Horizont. Wir sind auf einer Landstraße unterwegs und durchfahren kleinere Orte, Weliczka, Bochnia, Brzasko, Wojnice, Häufchen niedriger Bauernhäuser stehen verstreut, damals, während des Ersten Weltkriegs, als mein Vater hier unterwegs gewesen ist, ein blutjunger Unfreiwilliger, den man ungefragt zum Freiwilligen gemacht hatte, Sanitätsleutnant in der Armee des Kaisers, war alles sicher noch viel ärmlicher und einfacher, jetzt sieht man schon, dass die Leute mehr Geld besitzen und ihre Häuser renovieren, da und dort stehen neu erbaute Einfamilienhäuser, manchmal zweigeschossig oder mit ausgebautem Dachstuhl. Hin und wieder eine Kuh mitten im Grün. Einmal öffnet sich ein Tal, eine weite Senke, wir sind, ohne es zu bemerken, doch auf leicht ansteigendem Gelände gefahren, die Straße hat sich unmerklich aber stetig aufwärtsbewegt.

Den Dorfplatz mit den sicher über hundert Jahre alten Linden, den wir überquerten, muss mein Vater schon gesehen haben, wie er heute noch ist, auch die niedrigen alten Häuser mit den geschnitzten Giebeln und Fassaden. Im hellen Blau des Maihimmels schwimmen dicke weiße Wolkenberge. Im Bus weiß niemand, wo wir jetzt sind, aber die große Siedlung mit mehreren Kirchen links von der Straße muss Tarnow sein. Jetzt nimmt die Zersiedelung zu, Plattenbauten ragen auf einer Hügelkrone gegen den Himmel.

Eine riesige, weiße Wolke mit grauen Schattierungen hängt über der Landschaft, in der Mitte ist ihr eine kleinere, mittelgraue vorgelagert, die sich rasch zu einem breiten, dunkelgrauen Ungeheuer mit einem Loch in der Mitte verbreitert, ein drohend aufgerissenes Maul. Die Verbauung wird dichter, die Häuser werden jetzt anspruchsvoller, die Landschaft wird langweiliger, melancholischer, trotz der freundlich maigrünen Farben deprimierender.

Über ein großes Feld zieht ein uralter Traktor, eine alte Frau geht gebückt mit der Hacke über ein Rübenfeld, an der offenen Tür eines Kramladens glitzert Rosafarbenes in der Sonne. Reklametafeln protzen grell an der Straße, zwei Vogelscheuchen, eine davon mit Halbzylinder (wer weiß, wer ihn einst, in besseren Tagen, zum Kirchgang getragen hat?), bewachen ein graubraunes Feldgeviert. Der Fluss, den wir gleich darauf überfahren, ist die oder der Wislok mit durchgestrichenem L, früher hat man ihn DIE WEICHSEL genannt.



Kurt Regschek: *Temrjuk* (Tuschpinsel 1942)

Was wir von Rzezow sehen, ist wieder eine Ansammlung hässlicher Plattenbauten. Es soll ein Benediktinerkloster, ein Piaristenkloster aus dem 17. Jahrhundert und ein Sommerschloss der Fürsten Lubomirski aus dem 18. Jahrhundert geben. Aus der grauen Wolke hat sich eine schwarzgraue Masse entwickelt, die sich über den Himmel schiebt, rechts von uns, über der Ebene, gießt es bereits, dann gießt es auch über uns, alles ist aber rasch wieder vorbei. Gegen Jaroslav zu wird die Landschaft wieder hügelig. Es ist jetzt später Nachmittag, auf den Feldern sieht man hier häufiger Leute, die hackend und jätend unterwegs sind, vornehmlich Frauen.

Jaroslav ist eine altösterreichische Kleinstadt mit typischer, jedoch stark verwahrloster Bausubstanz, sicher unverändert im Kern. Einst hatte die Stadt Bedeutung durch ihre Lage am Handelsweg Breslau-Lemberg, sie hatte Magdeburger Stadtrecht, kam 1349 an Polen, 1772 an Österreich, 1918 wieder zu Polen, heute gehört sie zum Gebiet der Ukraine. Die Häuser sind mit einiger Sicherheit vorwiegend um das Ende des 19. oder Anfang des 20. Jahrhunderts erbaut worden. Dazwischen, da und dort, in ver-



schiedenen Farben gestrichene Holzhäuser aus quer liegend verarbeiteten Balken, typisch für Galizien, wie man uns sagt.

An der ukrainischen Grenze werden die Uhren um eine Stunde vorgestellt. Die Pässe werden eingesammelt, Formulare werden verteilt, müssen sorgfältig ausgefüllt werden, die Beamtin verschwindet mit den Pässen, kommt erst nach einer halben Stunde damit zurück, reicht jedem einzeln seinen Pass und mustert ihn dabei streng, sieht abwechselnd auf die Fotografie und auf das Gesicht, vergleicht, ob wir tatsächlich mit unseren Fotos identisch sind. Jetzt müssen die Nummer des Passes und die Nummer des Visums eingetragen werden, auch das Ablaufdatum des Visums, die Formulare werden eingesammelt, dann wieder zurückgebracht, der Abriss muss für die Ausreise aufbewahrt werden, das Ganze hat eineinhalb Stunden gedauert. (Dies nur, weil einige unserer Mitreisenden Diplomatenpässe haben, sonst hätte alles noch viel mehr Zeit gebraucht). In Lemberg kommen wir gegen Abend an.

Lemberg, ukrainisch Lwiw, polnisch Lwów: begründet vom ruthenisch-ukrainischen Fürsten Danylo, benannt nach dessen Sohn Lev, (überall Löwenkulpturen!) war früh ein bedeutendes Handwerker- und Handelszentrum mit Magdeburger Stadtrecht, wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts von Kasimir dem Großen für Polen erobert, trotzte weiteren Eroberungsversuchen durch Tataren, Walachen und Türken. Baurelikte aus dem Spätmittelalter, der frühen Neuzeit, dem Barock, der Jahrhundertwende. Patrizierhäuser mit Reliefs, Kirchen mit schlanken Türmen erinnern an die Zeit des Wohlstands in der polnisch-litauischen Ära und – nicht nur für den Österreicher überall sichtbar – an die beinahe eineinhalb Jahrhunderte währende Geschichte als Garnisonsstadt und Verwaltungszentrum Galiziens, des östlichsten Kronlandes der österreichischen Monarchie. 1772 begann dieser prägende historische Abschnitt, 1918 war er zu Ende, aber sehr viel vom Flair der altösterreichischen Periode ist heute noch spürbar und sichtbar geblieben.

Beim Durchfahren der Randbezirke wird der desolate Zustand der Bausubstanz sichtbar, der Eindruck beim Anblick der schönen und gut erhaltenen Innenstadtbauten ist dann umso stärker, Bilder eines gewachsenen und unzerstörten (oder vielleicht perfekt restaurierten) Stadtkerns mit malerischen Gassen, vor dem Hotel ein großer Platz, umgeben von blühenden Kastanienbäumen.

Das Hotel George, ein früher nobles Hotel, erbaut von Fellner und Helmer, heute immer noch gepflegt, liegt direkt im Zentrum, im Zimmer ein Kühlschrank, feuerrote Vorhänge und Bettdecken, ein bequemer Arbeitstisch, wir haben Nummer 28 im dritten Stock. Der Straßenlärm ist penetrant, bei geschlossenem Fenster aber zu ertragen. Am nächsten Vormittag eine Stadtführung zu Fuß durch die Innenstadt, nachmittags mit dem Bus durch die Umgebung.

Einen etwas besseren Kugelschreiber zu bekommen (was ich versucht habe) ist unmöglich. Um eine Briefmarke zu kaufen, muss man zur Hauptpost laufen, das Gleiche dann noch einmal, um die Ansichtskarten aufzugeben.

Abends Konzert im Lemberger Konzerthaus, die Lemberger Philharmonie spielt Mozart, Johann Strauß, Lehars *Gold und Silber*, ein Dr. Stillfried gewidmeter Marsch wird vom Komponisten und Dirigenten Karl Schmid humorvoll präsentiert. Es herrscht beste Stimmung. Nachher im Hotel gibt es Abendessen, am nächsten Tag eine Festveranstaltung zum zehnjährigen Bestehen der Österreich-Bibliothek. Gespräche mit der Bibliothekarin und mit dem Botschafter aus Kiew, nachmittags feierliche Verleihung des Ehrendoktorates an Dr. Stillfried in der Universität, Spaziergang durch die Stadt.

(Aus den Berichten der ortsansässigen Reiseleiterin während einer Fahrt nach Brody: Während der sowjetischen Zeit wurden die Dörfer vernichtet, um die Bauern zur Kolchoswirtschaft zu zwingen. Die Lebensmittel waren rationiert. Unter Stalin seien 11 Millionen Menschen im Land verhungert. Die Intelligenz wurde überwiegend ausgerottet. Die Eltern kamen in Gulags, die Kinder in Heime. Im Osten gibt es immer noch Tendenzen gegen die Privatisierung der Landwirtschaft. Schon zur polnischen Zeit aber gab es die großen Feldflächen, die berühmten WEIZENFELDER BIS ZUM HORIZONT, denen das Land seine Farben verdankt: gelber Weizen, darüber ein blauer Himmel. Heute wird der Boden zwar noch nicht an private Besitzer verkauft, er kann aber gepachtet werden.)

Die Fahrt: Das ist nun wirklich die Ebene, flach wie ein Brett. Die Straßen sind gesäumt von Nussbaumalleen. Zur kommunistischen Zeit war die Haltung von Pferden verboten, jetzt sieht man wieder Pferde auf der Weide, auch Rinder, schwarz-weiß gefleckt wie in Schleswig-Holstein. Ein junger Hirt



liegt im Gras neben einer Ziegenherde. Ein grünes Land, Gras, dazwischen Baumkronen in Büscheln, dann wieder Feldstreifen. Der Bug ist hier noch ein kleines Flüsschen. Schloss Olesko liegt auf einem Hügel, von oben ein schöner Blick über die weite, ebene Landschaft. Hier, heißt es, sei Sobieski geboren worden. Unten ein ehemaliger Schlosspark, zwei prächtige steinerne Löwen, heiter blickende Riesen mit originellen Gesichtern. Etwas später wieder ein Schlösschen, angeblich vom Vater Sobieskis erbaut. Mittags werden wir in einem ländlichen Haus von der Direktorin des Joseph-Roth-Gymnasiums reichlich bewirtet. Joseph Roth wurde in Brody geboren. Dort wartet man schon auf uns.

Die Direktorin hält eine Begrüßungsrede, aber was sie sagt, ist mehr, es ist eine Lobrede über das Land, das sie liebt. Sie spricht von seinen Schönheiten und von seiner Geschichte, und man merkt ihr an, dass sie Bilder sieht, während sie spricht. Ich lasse mich tragen vom warmen Ton dieser Stimme.

Schüler singen, eine Schülergruppe führt Goethes ERLKÖNIG szenisch auf, Kinder, die Deutsch als Unterrichtsfach gewählt haben, präsentieren ihre Sprachkenntnisse, die jungen Leute führen Volkstänze in schönen Trachten vor.

Wieder in Lemberg. Auf dem Friedhof schläft eine junge Frau auf steinernem Kissen den ewigen Schlaf, der Glanz, der sie einst umgeben hat, ist vergangen, wie alles Irdische vergeht. Während ich ihr schönes, in Stein gehauenes Gesicht betrachte, sind zwei alte Leute neben mich getreten und warten

darauf, dass ich mich ihnen zuwende, ein Mann und eine Frau, sicher schon weit über siebzig Jahre alt, vielleicht auch schon älter. Sie haben mich als Fremde erkannt und wahrscheinlich auch sprechen gehört, jetzt glauben sie, dass ich aus Deutschland gekommen bin. Sie hätten als junge Leute in Deutschland gearbeitet, teilen sie mir mit; wo ihnen die Worte fehlen, versuchen sie mit Gesten, sich verständlich zu machen. Sie erzählen mir eine Geschichte, die ich zu meinem Bedauern nur sehr unvollständig verstehe. Ja, sie seien in Deutschland gewesen. Es ist nicht schwer zu erraten, unter welchen Umständen sie dorthin gekommen sind, aber sie lächeln, während sie mir das mitteilen, als wären es freundliche Erinnerungen, die sie mit diesem Erlebnis verbinden. Vielleicht haben sie einander bei der Arbeit in einer deutschen Munitionsfabrik kennengelernt, wo sie Zwangsarbeit leisten mussten, vielleicht hat sie dieses Erlebnis lebenslang aneinander gebunden. Vielleicht haben sie auf deutschen Bauernhöfen, wo die Männer fehlten, mitgeholfen, die Tiere zu pflegen und die Ernten einzubringen. Vielleicht hat das lange Leben, das hinter ihnen liegt, die Erinnerungen gemildert, das Böse in den Hintergrund abgedrängt, sie haben es ja überstanden, sie sind jung gewesen, sie haben eine gemeinsame Erinnerung daran, die deutsche Sprache ist ein Teil dieser Erinnerung geworden, sie können sich aneinander festhalten, und das zählt.

Ich bin nicht aus Deutschland, sage ich ihnen, ich komme aus Österreich. Will ich, indem ich das betone, andeuten, dass ich, ganz abgesehen davon, dass ich glücklicherweise zu jenen gehöre, die durch den Zeitpunkt ihrer Geburt aus dem Kreis der an ihrem Schicksal direkte oder indirekte Schuld Tragenden auszuschließen sind, will ich das Land, in dem ich lebe, damit mich selbst, von Deutschland und seiner Kriegsschuld abgrenzen? Der Mann und die Frau nicken mir freundlich zu. Ich habe sie mit meiner Sprache an Jahre ihrer Jugend erinnert, aus der sie die Schatten weitgehend getilgt haben.

Die Weiterfahrt führt uns nach Ivano-Frankivsk, früher Stanislaus. Hier wurden zwei unserer Mitreisenden, Dr. P. und seine Schwester, geboren. Auch sie haben dunkle Stellen in ihren Erinnerungen zu tilgen. 1944 sind sie vor der Roten Armee geflüchtet und in Österreich gelandet, wo sie dann auch geblieben sind, sie besuchen ihre Geburtsstadt zum ersten Mal. Ihretwegen hält unser Bus auf dem Marktplatz. Hierher führen die Erinnerungen an ihre Kindheit zurück, von hier sind sie vor einem

Foto: M. Petrowsky



Lychakiv-Friedhof in Lemberg: *Schlaf* – Grabmal der Familien Markovsky und Leibshang



halben Jahrhundert als Kinder mit ihren Eltern fortgezogen. Ich sehe den Geschwistern nach, wie sie über den Marktplatz der Stadt gehen, die für sie vielleicht immer noch Stanislaus heißt. (Als Stanislav oder Stanislawow hatte sie ihr Begründer, ein polnischer Großgrundbesitzer, 1662 nach seinem Sohn benannt, dreihundert Jahre danach hat man ihr den Namen des ukrainischen Dichters Ivan Franko gegeben. Er sei, heißt es, ein kritischer Dichter gewesen.)

Wie Schlafwandler überqueren die beiden den Marktplatz, ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit sie das zum letzten Mal getan haben, die Stadt trägt einen neuen Namen, aber die Steine, über die sie jetzt gehen, dürften noch immer dieselben sein wie jene, über die sie damals gegangen sind, also die Steine von Stanislaus. Beinahe vorsichtig setzen sie ihre Schritte, ihre Beine sind wieder zu Kinderbeinen geworden, ihre Augen zu Kinderaugen. Mit diesen Augen suchen sie nach den Bildern, die sie in ihrem Gedächtnis bewahrt haben, tasten die Wände der Häuser, die Formen der Hausdächer damit ab, sie versuchen die Gegenwart mit den erinnerten, mitgetragenen Bildern zur Deckung zu bringen, ich kann nicht einmal ahnen, wie weit oder wie wenig ihnen das gelingt. Sie gehen auf eine der Gassen zu, die von diesem Platz abzweigen, von ihm wegführen, sie verschwinden in dieser Gasse, sie werden nach dem Haus suchen, das sie vor mehr als fünfzig Jahren verlassen haben, niemand weiß, ob sie es noch finden werden, ob es dieses Haus überhaupt noch gibt. Wenn es so sein sollte, werden sie davor stehen und sich nicht dazu entschließen können, die Haustüre zu öffnen und den dahinter liegenden Flur zu betreten. Sie werden die Reihen der Fenster mit den Augen abtasten, die Fenster suchen, aus denen sie als Kinder geblickt haben, aus denen sie nach ihren Freunden und Freundinnen Ausschau gehalten haben, die Fenster des Kinderzimmers, die Fenster des Wohnzimmers, des Elternschlafzimmers, der Küche. Sie werden die Haustüre anschauen und sich an den Augenblick erinnern, in dem sie diese Türe zum letzten Mal durchschritten haben, um nicht mehr wiederzukommen.

Sie sind nicht mit jenen gegangen, die gegen Ende des Jahres 1939 oder zu Beginn des Jahres 1940 das Land verlassen haben, um HEIM INS REICH zu ziehen, sie haben nicht auf einen neuen, einen anderen Bauernhof gehofft, den man ihnen als Ersatz für den verlorenen eigenen Hof anbieten würde, sie

waren Stadtbewohner und haben, wie ich erfahre, mit ihren Eltern erst 1944 vor den sich bedrohlich nähernden sowjetischen Truppen in panischer Angst um ihr Leben die Flucht ergriffen. Jedenfalls müssen sie zum Zeitpunkt ihres Weggehens oder ihrer Flucht noch sehr junge Kinder gewesen sein, Schüler der ersten Volksschulklassen, sechs, vielleicht acht oder neun Jahre alt. Wären sie noch jünger gewesen, hätten sie an diese Stadt nur sehr vage Erinnerungen. Da sie jedoch sichtlich sehr genau wissen, in welche der von diesem Platz wegführenden Gassen sie einbiegen müssen, kann das nicht der Fall gewesen sein. Sie werden also wahrscheinlich nicht nur das Wohnhaus, sondern auch das Schulhaus suchen, in dem sie das Lesen und Schreiben erlernt haben, vielleicht steht es noch, vielleicht hat es auch einen Garten gegeben, in dem sie gespielt haben, Gärten gehören ja für fast jeden von uns zu den liebsten Erinnerungen.

(Am 12. Oktober 1941, einem Sonntag, der nach diesem furchtbaren Ereignis Blutsonntag genannt worden ist, wurden in der Stadt, oder in der Nähe dieser Stadt, die damals noch Stanislaus geheißen hat, zwölftausend jüdische Männer und Frauen erschossen.

Am 30. Juni 1943 meldete der damalige SS- und Polizeiführer Friedrich Katzmann Galizien JUDENFREI. Die Zahl der von ihm und seinen Leuten ermordeten Juden gab er mit 434.329 an. Der Gedanke quält mich, etwas von diesem furchtbaren Geschehen könnte in das Bewusstsein der Kinder gedrungen sein!

Wir gehen über einen bunten Markt, kaufen ein paar Kleinigkeiten, überall sind auch hier (wie in Lemberg) Maiglöckchen in Sträußen zu sehen, sie werden im ganzen Land von Kindern zum Verkauf angeboten.



Alte Heimat hinterm Pruth, / Sonnenland am Meere, / reich durch

Kurt Regschek: Heimkehrer der Held (Radierung 1959)



*unser Hab und Gut, / heilig durch der Väter Blut, /
Deutschland ruft die Söhne heim, / Abschied wird
genommen, / Donau rauscht ihr altes Lied, /
Vaterland, wir kommen!*

Ich erinnere mich gut an Text und Melodie dieses Liedes, ich habe es damals im Radio gehört und auf dem Klavier nachgespielt, das konnte ich, wenn mir etwas ins Ohr ging, und dieses Lied ging ins Ohr. Liedertexte habe ich mir ohnedies immer gut gemerkt, hin und wieder taucht einer aus dem Gedächtnis auf, wie eben dieser, die Menschen mit denen ich reise, ihr Schicksal, die Landschaft, die wir durchfahren, haben ihn mir im vollen Wortlaut zurückgebracht. Als ich ein Kind war, hat es unzählige solcher und ähnlicher Lieder gegeben, dieses ist für die Menschen geschrieben und komponiert worden, die dem Rattenfänger aus Deutschland gefolgt und in eine ihnen unbekannte Fremde gezogen sind. Der Pruth ist ein Nebenfluss der Donau, über lange Strecken trennt er als Grenzfluss Menschen und Sprachen, er fließt in ziemlicher Entfernung an Ivano-Frankivsk vorbei, näher liegen andere Flüsse, die schwarze und die goldene Bystryca, darauf aber haben sich vermutlich keine brauchbaren Reime gefunden. Pruth reimt sich auf Gut, auch auf Blut, das war hervorragend verwendbar, das öffnete die Herzen für jene, die HEIM INS REICH wollten oder sollten, es milderte das Misstrauen denen gegenüber, die sie dazu überredeten, half jedoch keineswegs jenen, denen sie ins Land getrieben wurden. Es weckte sogar da und dort Bewunderung oder Mitgefühl. Zum Meer war es zwar nicht so nah, wie im Lied behauptet wird, aber das wussten Textautor und Komponist vielleicht gar nicht, und wenn sie es gewusst haben sollten, dann glichen sie diesen negativen Umstand mit schönen Wendungen aus. Allerdings gab es ja auch die Schwarzmeerdeutschen, vielleicht hat der Autor des Liedtextes auch an sie gedacht, wenn er das Sonnenland am Meere erwähnte, damit ersparte er sich ein zweites Lied. Auch die Donau hat er ja eingeflochten. Wichtig waren ja nicht unbedingt exakte geografische Angaben, wichtig vor allem war, dass die ins Reich Heimkehrenden, zur Heimkehr in das großdeutsche Vaterland Entschlossenen, zu ihrem Verzicht auf Heimat, auf Habe und erworbenes Gut nicht gezwungen wurden, dass sie im Gegenteil freiwillig und vor allem trotz der widrigen Umstände FREUDIG Verzicht zu leisten bereit waren, wenigstens vorgaben, es zu sein. Deshalb begann damit folgerichtig die zweite Liedstrophe und die ging unter die Haut:

*Freudig leisten wir Verzicht, / lassen Hof und
Erbe, / aus dem Strome funkelt Licht / und im
Herz brennt Zuversicht –*

Jene, für die es bestimmt war, hat dieses Lied freilich gar nicht erreicht. Die da von ihren Häusern und Höfen wegzogen, hatten vermutlich keine Gelegenheit, von Rundfunkanstalten ausgestrahlte, für sie bestimmte und erdachte Lieder zu hören, weil sie gar keine Radioapparate besaßen. Keiner von denen, die aus der Gegend stammen, in der wir uns eben befinden und die ich danach gefragt habe, hat dieses Lied gekannt. Keiner von ihnen hätte es wahrscheinlich, auch wenn er es gekannt hätte, gesungen. Auch die beiden Geschwister, die hier aufgewachsen sind, kennen es nicht. Nachdem sie von ihrem Ausflug in die verlorene Kinderzeit zurückgekommen sind, haben sie wie wir alle den Bus wieder bestiegen, in dem wir jetzt weiterfahren, und nun sitzen sie schweigsam nebeneinander. Was zu sehen war, haben sie gesehen, was zu fühlen war, haben sie gefühlt. Es wird seine Zeit brauchen, bis sie imstande sein werden, darüber zu sprechen.

Man sollte niemals dorthin zurückkehren, wo man Kind gewesen ist. Wer war es, der das gesagt hat und den ich zitiere? Es fällt mir nicht ein. Aber wer es auch immer gewesen ist, er hat Recht gehabt.

(Georg Drozdowski hat in seinem Erinnerungsbuch DAMALS IN CZERNOWITZ über die GROSSE WENDE IM REICH und über seinen Abschied von Czernowitz geschrieben. Unter anderem lese ich:

*... Als dann die langen Züge, in denen die Altösterreicher
fuhren und jene mit ihnen, die plötzlich deutsch
geworden waren, die Brücke über den Pruth passierten,
war es noch ein Blick auf die Stadt, der einem gegönnt
war. Ihre Silhouette stand gegen den Horizont, ihre
Konturen waren an den Himmel geschrieben. Nicht
viele haben es auch richtig gesehen; Tränen sind ein
dichter Schleier, der sich vor die Augen legt. Nun erst
war die Stadt endgültig für uns verloren und das alte
Österreich mit ihr.)**

In Kolomea besuchen wir das Huzulenmuseum. Auf großen Weideflächen sieht man Rinder und Pferde, auch Schafe, Gänseherden mit vielen Jungen. Eine Kuhherde mitten auf der Straße. Sie ist jetzt schmal und ziemlich schlecht. In den Dörfern steht neben jedem Haus ein eigenes Brunnenhäuschen. Der



Djester ist zu einem riesigen See aufgestaut, wir überqueren den Fluss, der hier schon sehr breit ist und bei Odessa ins Schwarze Meer münden wird. In Zabulotiv, dem Geburtsort von Manès Sperber, halten wir an. Hier steht das Denkmal für den Dichter, dem ich selbst noch wiederholt in Wien begegnet bin. Während die Gruppe zum jüdischen Friedhof geht, bleibe ich auf einer Bank neben dem Denkmal sitzen und denke an ihn, er ist mir, die schwarze Pullmannkappe auf dem Kopf, oft in der Wiener Herrengasse entgegen gekommen, sein Bild ist aus der Vergangenheit heraufholbar, seine Stimme klingt mir noch heute im Ohr.



Czernowitz in österreichischer Zeit:
Ringplatz mit Rathaus

Dann habe ich mich plötzlich gegen eine Schar kleiner Lausbuben zu wehren, die unbedingt Geld oder Zuckerln von mir wollen. Sie werden ziemlich lästig, und ich muss mich zu einer Gruppe gegenüber stehender Taxifahrer flüchten.

Gegen Abend, aber noch bei Tageslicht, kommen wir in Czernowitz an. Die Universität (einst die östlichste deutsche Universität!) besteht aus mehreren sehr großen Backsteinbauten aus der Zeit vor der Jahrhundertwende, das Dach ist mit glasierten Ziegeln gedeckt, eine große Kirche, ein herrlicher Park, in dem das Rauchen verboten ist. Hier, sagt man, gäbe es deshalb die beste Luft in der Stadt, und sie ist wirklich köstlich, erfüllt von den Düften verschiedener Koniferen und Pflanzen.

1992 wurde das Denkmal für Paul Celan errichtet, er blickt von seinem Sockel in die Kronen der Kastanienbäume, sie sind völlig gesund, man sieht kein einziges braunes Blatt. Die Kastanienmotte scheint noch nicht über die Grenzen gekommen zu sein. Jetzt im Mai stehen die schönen Bäume in schäumender, weißrosa Blütenpracht. Es sind alte Bäume, sie blühten in jedem Frühling gleichmütig weiter, blühten über alles hinweg, was sich an Grauenhaftem ereignete, trugen Früchte, die aus grünen, stacheligen Hülsen sprangen und den Buben vor die Kinderfüße rollten, dem kleinen Paul Ancel, dem Georg Drozdowski, dem Alfred Kittner, auch der ein Jahr nach Kittner geborenen Rosalie Scherzer, die als Rose Ausländer in Düsseldorf starb.

Wo Alfred Kittner begraben wurde, konnte mir in Düsseldorf niemand sagen, auch auf den dafür zuständigen Kulturämtern nicht, wir haben einander in dieser Stadt kennengelernt, und ich hätte ihn gerne besucht. Mit Georg Drozdowski bin ich im Kärntner Bergdörfchen Fresach oft und lange beisammengesessen. Paul Ancel, der sich Paul Celan nannte, habe ich niemals kennengelernt. Die Lesung, zu der er aus Paris anreisen sollte, eingeladen vom damaligen Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Literatur, Wolfgang Kraus, hat er nicht gehalten; als sie stattfinden sollte, war er schon tot.

ZUM ZWEITENMAL BLÜHT DIE KASTANIE, die von Blüten überschäumten Baumkronen hier erinnern mich an diese Zeile. Ich war vierundzwanzig Jahre alt und saß in der Buchhandlung Heger im ersten Wiener Gemeindebezirk hinter einer Trennwand, ich sollte die neu gelieferten Bücher nach einem geheimgehaltenen Code mit Preisen versehen, aber ich konnte mich nicht losreißen von den Gedichten des schmalen Bandes, den ich in der Hand hielt, er hieß MOHN UND GEDÄCHTNIS und war eben erschienen. DU SAGST: LEG DAS BLATTWERK DER JAHRE ZU DIR – ES IST ZEIT DASS DU KOMMST UND MICH KÜSSEST!

Jetzt bin ich in Czernowitz. Es ist eine Hügelstadt, eine um das Ende des 19. Jahrhunderts eingeführte Straßenbahn wurde bald wieder abgeschafft, weil sie die Steigungen der Straßen nicht bewältigte. Die Bausubstanz des Zentrums stammt überwiegend aus der Epoche der Monarchie, man fühlt sich in eine frühere Zeit zurückversetzt, die man zwar nicht selbst gekannt hat, über die man aber doch viel weiß oder zu wissen glaubt. Ihren für immer verlorenen Zauber kann man nur ahnen. Die Bevölkerung ist nach Massenflucht, Deportation und Judenvernichtung naturgemäß eine völlig andere, was einst das Flair von Czernowitz ausgemacht hat, ist unwiederbringlich zerstört, nichts ist davon geblieben, als Gedichte. Das aber ist, wie man zugeben muss, doch wiederum sehr viel. UND ICH BLEIB DIR EIN HOHLWEG IM HERZEN.



Einen gibt es noch aus jener sagenhaften, untergegangenen Zeit, den deutschen, jüdischen Dichter Josef Burg. Er ist neunzig Jahre alt, und wir feiern seinen Geburtstag in einem Kellerlokal, das als Begegnungszentrum dient. Den schönen Orden, den man ihm als Geburtstagsgeschenk aus Wien mitgeschickt hat, nimmt er mit Freude entgegen. Im Anschluss an die Feier tanzt er mit jungen Frauen, übermütig und beweglich beinahe wie ein Jüngling, einen Reigentanz. Nach seinem Tod wird die letzte Spur einer gewaltsam vernichteten kulturellen Epoche aus dieser Stadt verschwunden sein.

Hinter dem Theater sitze ich unter maigrünen Lindenbäumen und einem Reklameschirm von Coca-Cola. Drozdowski berichtet in seinem schon erwähnten Erinnerungsbuch über den letzten Theaterabend mit Albert Bassermann vor dessen Emigration. Lessings NATHAN DER WEISE wurde gegeben; Bassermann in der Titelrolle: „... *Die Ringparabel* wurde durch ihn zur letzten Warnung ...“*



Foto: Ilse Tielsch

Nur drei Nichtjuden habe er im voll besetzten Saal gezählt, davon sei einer er selbst gewesen, einer ein Senator namens Dr. Zalozieckj, der dritte ein Billeteur. Die übrigen Deutschen hätten das Gastspiel nicht zur Kenntnis genommen. Lessing und Bassermann hätten ihnen nichts zu sagen gehabt.

(Notiert im Mai 2002, während einer Gemeinschaftsreise mit dem Österreichisch-Ukrainischen Kooperationsbüro für Wissenschaft, Bildung und Kultur, anlässlich der Verleihung des Ehrendoktorates der Lemberger Iwan Franko-Nationaluniversität an Dr. Bernhard Stillfried)

* Die Zitate stammen aus dem Erinnerungsbuch von Georg Drozdowski DAMALS IN CZERNOWITZ, 1984, Verlag der *Kleinen Zeitung*, Kärnten.